

Die Moosbuben

Autor(en): **Meyer, C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatkunde Wiggertal**

Band (Jahr): **30 (1972)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-718378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Moosbuben

C. Meyer, Schötz

Wer sich heute, im Atomzeitalter, glücklich fühlt, wer glaubt, moderne Errungenschaften der Technologie, wie Radio, Fernsehen, Elektronik, Raumfahrten etc., könnten unser Dasein froher gestalten, als je eine Zeit zuvor, wird meine Aufzeichnungen über die Moosbuben kopfschüttelnd lesen und kaum für wahr halten.

Keine Generation, wie die unsrige, hat je eine solche Entwicklung miterleben können. Gewiß, auch wir haben von vielen Erfindungen und Neuerungen profitiert, indem sie unser Leben in vielen Beziehungen leichter und bequemer machten. Aber daß unsere heutige Jugend und ihre Umwelt dadurch glücklicher geworden wäre, muß ich sehr in Frage stellen! Haben nicht viele Fortschritte und Entdeckungen vielmehr eine Unrast, ja, eine angstvolle Welt geschaffen, wie wir sie in unserer Jugendzeit keineswegs kannten. Immer, wenn ich mit Altersgenossen auf jene Zeit vor dem ersten Weltkrieg zu sprechen komme, leuchten ihre Augen auf im Gedenken jener ruhigen, friedvollen Jahre, die wohl karg, aber umso beglückender unser Leben formten.

Unser Vater hatte in den 90er Jahren in den Fischerhäusern zu Schötz ein kleines Heimwesen erworben, dessen Schattenlage kaum zu großen Hoffnungen berechtigte. Das alte Wohnhaus mit angebauter Scheune bot mit seinem Schindeldach, das stellenweise bis zum ersten Stockwerk reichte, scheinbar keine gastliche Stätte, doch war uns darin eine überaus glückliche Jugendzeit beschieden.

Dieses Haus stand hart am ehemaligen Wauwilersee und war früher der Stammsitz einer Familie, die man s'Fischerklausen hieß. Sein Begründer wie auch seine Nachfahren waren neben der Landwirtschaft als Fischer tätig für das Kloster St. Urban, dem dieser See von 1579—1837 zu eigen war. Obwohl durch den Bau des Ronkanals seit 1853 der See trocken gelegt wurde, bildeten sich in meinen Bubenjahren und auch später, bei Regenzeiten Wasserstauungen, die sich bis zur Moosstraße ausdehnten, Aecker und Wiesen überschwemmend.

In diesem Fischerhause war auch der um unsere Lokalgeschichte hochverdiente Dr. iur. Eduard Graf († 1905) geboren und aufgewachsen, aus dessen Feder u. a. die Dissertation über unsere Allmendaufteilung wie die hübsche Novelle «s'Marili vo Wißhuse» stammen.

Dieses alte Haus muß ursprünglich ein Rauchhaus gewesen sein. Davon zeugten uns die rauchgeschwärzten Kammern und auch die dunklen Balken der Scheune. Ein mächtiger Rauchfang in der Küche hielt die Feuersgluten

sorgsam zurück. Diese Hurd, aus Weiden geflochten und mit hartem Lehm überdeckt, diente auch uns als vortreffliche geräumige Rauchkammer, obwohl jetzt ein Kamin den lästigen Rauch abführte. Wenn darunter rücksichtsvoll mit Tannenreisig gekocht wurde, erhielt das dort aufgehängte Schweinefleisch einen besonders guten Geschmack. Vielerorts dienten solche Hurden als Nachtquartier für Hühner. Was dabei etwa passieren konnte, läßt sich leicht ausdenken. «Mach schön underenand, de Vati esch gar en äxakte!» soll die Mutter bei einem solch mißlichen Fall angeordnet haben.

In der großen Bauernstube ging es am runden Tisch besonders lebhaft zu, wenn Schneider oder Schuster auf die Stör kamen, oder gar jene stämmigen Männer, die als Drescher im Taglohn von Hof zu Hof zogen, ein «Rees», das im Viertel- oder gar im Sechsstakt mit Flegeln auf der Tenne das Getreide drosch, was wie Musik in unsere Ohren klang. Bei Tische griffen diese Mannen aber auch so wacker zu, daß man einem Vieleser vorhielt: «Du magst essen wie ein Drescher». Diese Dreschart gefiel uns weit besser als des Nachbars Göpel, mit dem ein oder zwei Pferde, unweit der Scheune stundenlang im Kreis herumziehend, die Dreschmaschine auf der Tenne über eine Transmission in Betrieb hielten. Sonntags oder auch an langen Winterabenden war unser Stubentisch umlagert von eifrigen Lesern oder Jassern. Wenn dabei Gruselgeschichten herumgeboten wurden, zogen wir unsere kurzen Beine hinter dem Tisch auf die runde Bank, und wenn dazu der Sturmwind an allen Hausecken rüttelte, raste wohl der Türst durch die Gegend, lauerte die kinderraubende Sträggeln vor der Tür, oder trieb jener Ritter sein Unwesen, der einst das Schötzer-Schmittenanneli in ein Pferd verwandelt hatte. Hievon konnte wohl das alte Buffet mit seinen reichen Verzierungen, datiert Chlaus Groof 1678, mehr erzählen oder der große Backofen, der fast ein Drittel der Stube ausfüllte. Dieser wurde von uns nur noch zum Heizen verwendet, wenn im Winter eine kalte Bise übers Moor hinwegfegte. Auf dem ihm vorgebauten Kachelofen stritten wir uns oft um die Sitzplätze, krochen gar durchs weite Ofenloch in dessen Inneres. Hier heizten wir zur Winterzeit vor dem Schlafengehen auch unsere Steinkissen an. Der Backofen reichte bis an Ellenlänge zur Stubendiele. Dort befand sich eine künstliche Verbindung zu unserer Schlafkammer, eine gevierte Oeffnung, die wir «S' Lädiloch» nannten. Wenn die Mutter Fürobig machte, stiegen wir dort hinauf, die warmen Steinkissen unterm Arm, stießen mit dem Schädel den Holzdeckel auf, hoben uns auf den Ellbogen in die Höhe und landeten so in unserer Kammer, glücklich, den weiten Umweg über eine wackelige Außenstiege uns ersparen zu können. Genau so machte es auch unsere Mutter, wenn sie Eile hatte, und selbst des Nachbars noble Töchter, die gelegentlich unser Haus hüteten, schlüpfen zum Gaudium durchs Lädiloch.

In der rauchgeschwärzten Schlafkammer gab es nie künstliches Licht. Wir fanden unsere Zweierbetten auch ungesehen. Ein Strohbett, reserviert

für blasenschwache Knechte, verlockte auch uns zuweilen, ins weiche Oberbett sich einzukuscheln, besonders wenn der Scheinwerfer vom Stanserhorn seine Strahlen in jene Ecke warf. Die kleinen Fenster mit Butzenscheiben, vom Schindeldach halb verdeckt, ließen auch tagsüber wenig Licht herein. Aber ihre Bleifassungen erschienen uns wertvoll, daraus zierliche Figuren zu gießen, wobei oft ein Eßlöffel mitschmolz. Dies konnte unsere Mutter so wenig begeistern, wie wenn wir zum Spielen die Knöpfe an den Bettdecken abschnitten.

Ja, die gute Mutter hatte es mit uns sechs Buben nicht leicht. Der Vater, 1903 im Alter von 65 Jahren einer Lungenentzündung erlegen, ließ sich aus Sparsamkeitsgründen nie konterfeien. Trotzdem ich erst 3 Jahre zählte, sehe ich sein Bild verschwommen vor mir, erinnere mich aber deutlich der Kondolenzbesuche, wie auch an den kurz hernach erfolgten Heimgang unserer einzigen Schwester.

Unsere Mutter, damals erst 38 Jahre alt, war eine robuste Bäuerin. Sie wußte uns mit sanften Lehren gut zu führen. Wie sie unsern Vater, wohl des großen Altersunterschiedes wegen, nie geduzt, so hielten wir es auch ihr gegenüber. Sie überlebte unsern Vater über 32 Jahre, erzählte uns oft aus seinem Leben, wie er zu seinem Holzhandel stets einen grauen Frack getragen und für die Familie treu besorgt gewesen sei. Aber mein ältester Bruder, damals mit 13 Jahren der Volksschule entwachsen, benötigte einen Meisterknecht, bei Fr. 7.— Wochenlohn im Sommer und Fr. 6.— im Winter.

Unsere Bauernkost, einfach und wenig Abwechslung bietend, muß doch gesund und kräftig gewesen sein, denn höchst selten kam ein Arzt ins Haus. Jeden Mittwoch lieferte uns der Dorfbäcker mit seinem Ponigespann 7—8 Vierpfundbrote ins Haus, das Stück zu 6 Batzen. Im Keller, in einem mäuse-sichern Kasten aufbewahrt, blieben diese feucht und frisch und reichten für eine volle Woche aus. Neues Brot sei ungesund, hieß es damals, und uns schmeckte es immer so gut, daß wir gern die doppelte Ration verschlungen hätten. Unser jugendlicher Appetit schonte aber heimlicherweise den Schnitzkasten nicht, der in einer finstern Kammer mit reichen Vorräten an dünnen Birnen, Zwetschgen und Apfelschnitzen allzu sehr lockte.

Wohl war damals die Kindersterblichkeit so groß, daß es auf beiden östlichen Seiten unserer Pfarrkirche je sechs Reihen Kindergräber gab, aber meist lagen darin Kinder, die kurz nach der Geburt starben.

In Jahren, da die Kartoffeln schlecht gediehen, gab es zum Frühstück statt Speckrösti dicke Hafersuppen; das Mittagessen spiegelte die Selbstversorgung wider, Teigwaren und Reis kamen höchst selten auf den Tisch. Noch einfacher waren die Nachtessen mit Brotsuppe, geschwellten Kartoffeln, dazu Buttermilch, in einem besondern Brentlein von der Käserei geliefert. Im Garten wuchs üppiges Gemüse, dem wir aber nicht sehr zugetan waren. Solange im Frühjahr die Salate ausfielen, versorgte uns die bucklige

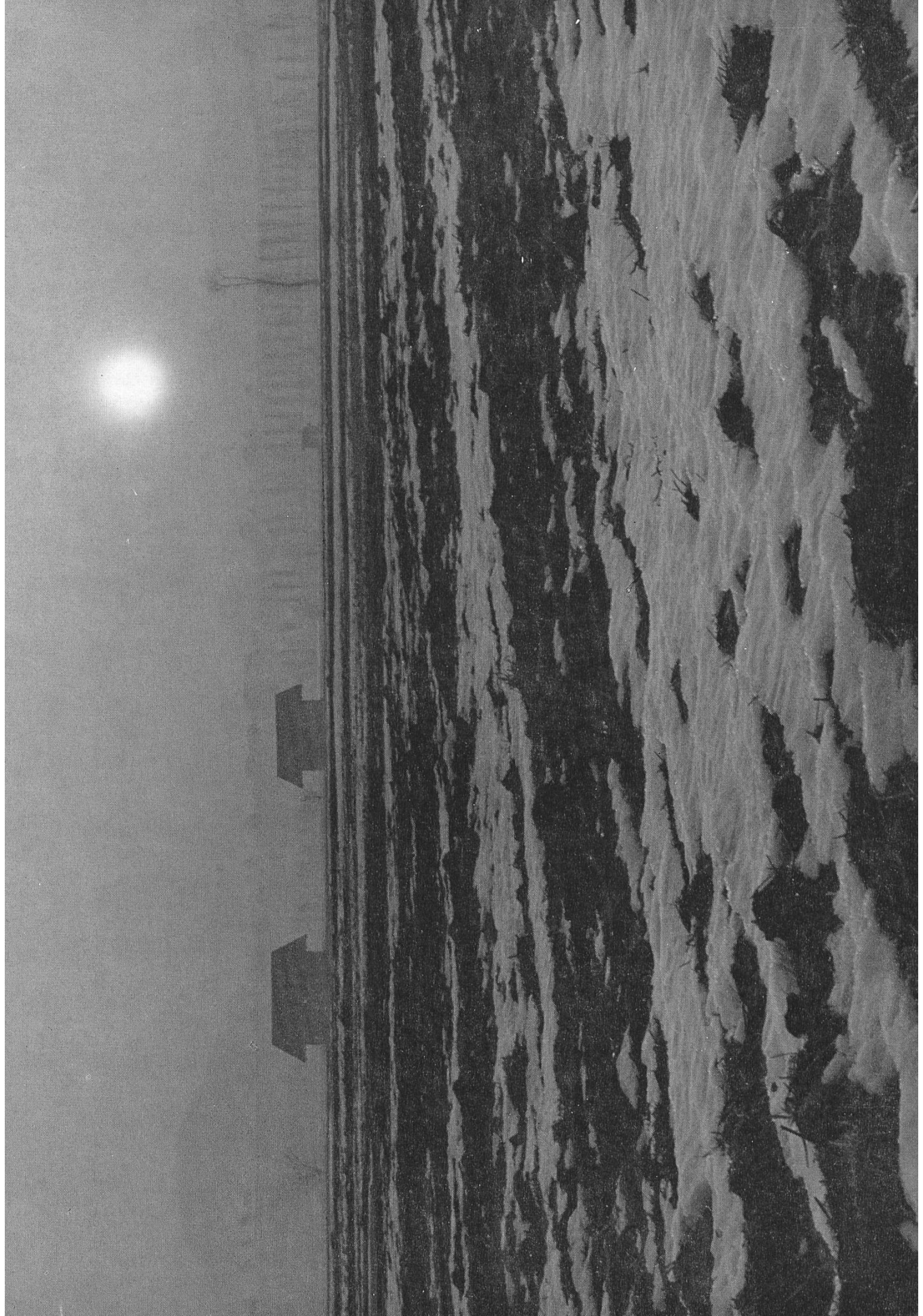
Tante Marie mit Brunnkressen, aus saubern Bächen gewonnen, womit sie regen Handel trieb.

Fabriksuppen kannten wir auf dem Lande damals kaum. An meinem ersten Kommunionstag, nahezu elf Jahre zählend, schlürfte ich zum erstenmal mit Wonne eine Maggisuppe. Wohl buk unsere Mutter, ausser der Fastenzeit, jeden Sonntag einen Gugelhopf. Aber damit waren unsere süßen Gelüste nicht befriedigt. Von den Batzen, die ich als Altardiener gelegentlich von fremden Herren eroberte, ging mancher drauf für Hochdorfer LUCERNA-Schokolade, die 10 Rappen kostete, ebenso groß war und besser schmeckte als heute eine ausgesuchte Marke.

Ebenso schlimm war unser Hang zum Rauchen. Diesen hatten wir wohl vom Vater ererbt, von dem unsere Mutter erzählte, er habe, um sich das Rauchen abzugewöhnen, wiederholt seine Tabakpfeife unter ein Wagenrad gelegt, aber nach Wochen wieder eine neue gekauft. Mangels Kleingeld schnitten wir in Hecken aus wilden Waldreben sog. Nielen, die aber beim Rauchen giftig auf der Zunge brannten. Als grössere Schulbuben erstanden wir uns bei einer verschwiegenen Krämerin für 5 Rappen zwei gute Stumpen, und kaum der Schule entlassen, probierten wir das Pfeifenrauchen, was aber große Ausdauer verlangte.

Wir Moosbuben aus verschiedenen Familien pflegten vorbildliche Kameradschaft. Selten wanderten wir ins Dorf, ohne auf Begleit zu warten oder wenigstens durch ein Zeichen unsere Passage anzuzeigen. An Ferientagen wanderten Nachbars Franz und ich, beide in der nämlichen Schulklasse sitzend, oft über den Fußweg beim Kilchwegacker, vorbei am sagenumwobenen Hostriskäppeli über den Rothsteg, wo im nahen Bienenschwanz Störche nisteten, dann der Wigger entlang nach Ettiswil und Willisau, uns gegenseitig Einkäufe vortäuschend, nur, um von Hause wegzukommen. Genau so, wie wir uns einmal bei Dr. Amberg böse Zähne ziehen liessen, um nachher dem dortigen Militär nachzupirschen.

Sport war damals noch ein Fremdwort. Vermutlich hätten wir uns für Fußball begeistern lassen, ganz sicher aber für Wintersport, der uns schon im Blute lag. Mit Lederriemen schnallten wir uns Faßduben an die Holzschuhe und veranstalteten am Meienrain Schlittenfahrten. Besonders aber trieben wir regen Schlittschuhlauf auf dem Lettloch wie auf dem unbekiesten Schulweg. Selbst auf der Landstraße liefen die Schlittschuhe prächtig, sowohl auf den breiten Geleisen von Steiners Mehlwagen, damals von je sechs langhörnigen Ochsen gezogen, wie auch auf den Radspuren der Rößlipost, die täglich zweimal zwischen Willisau und Nebikon verkehrte. Mit Vergnügen denken wir heute noch an jene schneereichen Winter zurück, da in den Fischerhäusern noch kein elektrisches Licht brannte, rüssige Petrollampen in Haus und Scheune das Dunkel erhellten und wir im warmen Viehstall tagsüber eifrig Schaubbänder flochten für die nächste Ernte.



Vorderseite: Ein zu Ende gehender Wintertag über dem Wauwilermoos.
(Photo: Hans Marti)

In aller Stille hielt am 6. Dezember Sankt Nikolaus bei uns Einkehr, während im Dorf einige Gruppen schellend und lärmend das «Samichlausjagen» besorgten. Mit extra tiefer Baßstimme suchte St. Nikolaus uns Respekt einzujagen und seinen Ermahnungen Nachdruck zu verleihen. Hernach überreichte er jedem eine Portion Baumnüsse, die mit einem farbigen Taschentuch zu einem Bündel geschnürt waren. Dazu knabberten wir von den Haselnüssen, die wir im Herbst in den vielen Hecken gesammelt hatten.

Ebenso einfach ging es zu an Weihnachten. Während wir Buben im Viehstall draußen einen Psalter beteten, schmückte die Mutter in der Wohnstube den Christbaum, legte für jedes Kind einen Lebkuchen und einen Birnwecken zurecht, dazu in bessern Jahren ein nützliches Kleidungsstück. Schenkte zufällig ein Onkel oder Pate einem ältern Bruder ein Spielzeug, schaffte die Mutter dieses nach einigen Wochen auf die Seite, um damit nächstes Jahr einen jüngern damit zu beglücken. Dadurch und mit den immer wiederkehrenden Farbkugeln am Lichterbaum kamen wir dem «Christkind» auf die Spur.

Mit Spiel und Gesang wurde an Silvesterabenden der Uebergang ins neue Jahr gefeiert. Zum großen Eierzopf, als Neujahrsgruß vom Pfister geschenkt, spendeten Mutter oder Nachbarn uns große Schüsseln geschwungener Nidel. Davon schmiß unser Chef den ersten Löffel an die Stubendiele, gleichsam als Opfergabe, als Götterspeise. Neujahrglocken waren selten zu hören, da die Küster nachts ungerne an den Glockenseilen sich abmühten. Hingegen zogen in diesen Tagen sangeslustige Burschen mit einem drehbaren bunten Stern von Haus zu Haus zum Dreikönigssingen.

In der nun folgenden Fasnachtszeit drehten sich unsere Aufgaben um das jährlich wiederkehrende Fasnachtsfeuer auf dem Meienrain, der mit seiner langgezogenen Höhe dazu wie geschaffen schien. Den Winterböögg zu verbrennen, soll zwar ein heidnischer Brauch sein. Aber unser hochgelehrter Pfarrherr konnte unserer Begeisterung nicht widerstehen, uns aus seinem Baumgarten Brennmaterial zu schenken, während andere Dörfler bereitwillig das nötige Kleingeld beisteuerten zum Petrolkauf für den langen Fackelzug. Hier halfen auch die Biffig- und Bachtalerbuben kräftig mit, gegen 100 Holzstäbe zuzurichten, für die schwammigen Torfe, die aus irgend einer Torfhütte hergeholt und mit Petrol durchtränkt, darauf gesteckt wurden. Die mächtige Fasnachtstanne, von Freunden oder gar aus Gemeindegewaldungen geschenkt, wurde einige Tage zuvor von uns auf diesen Hügel geschleppt und am frühen Nachmittag der «Alten Fasnacht», wie die Fackelstäbe, in den oft noch gefrorenen Boden aufgepflanzt. Indessen waren Pferdezüge an der Arbeit, die nötigen Strohwellen und Bündeli zusammenzuführen. Diese mit Draht an die hohe Tanne zu binden und zuletzt mit Petrol zu übergießen, nahm viele Stunden in Anspruch und machte uns den Sonntag zum harten Werktag. War alles fein zugerichtet, sorgten

Wachen, daß kein vorwitziger oder übelgesinnter Bursche uns den Spaß verdarb.

Nach eingebrochener Dunkelheit wurde vorerst der Fackelzug entflammt, der wohl eine halbe Stunde als richtige Augenweide jedermann erfreute. Indessen stiegen bunte Raketen in die Luft, knallten Schwärmer und Frösche, gesellten sich Kinder mit Lampions zu uns. Das ganze Dorf war auf den Beinen, denn die Freude an Fasnachtsfeuern war allgemein. Mit uns wetteiferten zuweilen auch jene vom Wellberg und Hübeli, und selbst vom Santenberg her grüßten große Höhenfeuer. Wir warteten ruhig ab, bis jene erloschen, denn unser Feuer sollte das letzte und größte sein, gleichsam die Krönung des Abends. Wir Buben konnten kaum erwarten, bis unsere Zunftmeister die hohe, mit Brennmaterial reich bespickte Tanne in Brand steckten, und wenn dann die Feuergarben hoch zum Himmel loderten, die anwesende Volksmenge dazu frohe Lieder sang oder gar die Dorfmusik aufspielte, dann wölbte sich stolz die Brust der Moosbuben, die das alles allein geschafft, um andern Freude zu bereiten. Daß man sie später als Gebrüder Torbe titulierte, war wohl diesem Anlaß zuzuschreiben.

Warum diese Höhenfeuer nicht auf den 1. August verlegt wurden, wie in der Innerschweiz, entsprach einer alten Tradition. Ob dieser schöne Brauch, durch den zweiten Weltkrieg endgültig verdrängt, je wieder aufleben wird, sei den heutigen Moosbuben überlassen.

Zu dieser Zeit galten die Schötzer als ausgesuchte Theaterspieler, was sie im damaligen kleinen St. Mauritiussaal mit klassischen Aufführungen, wie: «Der Verschwender», «Schillers Räuber» etc. unter Führung des Schlossersepp erfolgreich unter Beweis stellten. Aber auch zur Fasnachtszeit wurden hier auf öffentlichen Plätzen von der Jugend kleine Theater geboten, und je mehr Masken das Dorfbild bereicherten, umso mehr hoffte man auf ein fruchtbares Jahr.

Die nachfolgende Fastenzeit aber war mehr der Einkehr gewidmet. Wenn wir Jungen uns auch nicht so sehr einschränken mußten, wie die Großen, die in dieser langen Zeit werktags nur einmal sich satt essen durften, nahmen wir punkto Rauchen und Süßigkeiten andere Oepferchen auf uns.

Das Tagewerk rief die Bauernbuben früh zur Arbeit. Ehe wir zur Schule marschierten, hatten wir in der entfernten Dorfkäserei unsere Milch abzuliefern. Vom Frühjahr bis zum Herbst wurden wir vorher beigezogen, daheim das Futtergras einzubringen. Aber so früh wie in der Karwoche gabs selten Tagwache, denn wer z. B. am Palmsonntag zuletzt aufstand, hatte zu gewärtigen, daß ihm Geschwister einen Bündel Heu ans Bett brachten, und er den ganzen Tag über als Palmesel gehänselt wurde. Nicht besser erging es uns am Hohen Donnerstag, am Karsamstag und selbst am Osterfest. Darum saßen wir oft schon morgens 4 Uhr schlaftrunken in der Wohnstube. Ruhiger wars diesbezüglich am Karfreitag. Diesmal gings um unser

Mundwerk, denn wer zuerst redete, galt als Karfreitagsrätsch, und diesem «Ehrentitel» suchte jeder auszuweichen. So morgenstill war es bei uns nie das ganze Jahr, und wir besuchten oft den Vormittagsgottesdienst, ohne uns hierin vergangen zu haben.

An den letzten drei Tagen der Karwoche wurde pietätvoll auf Erdarbeiten verzichtet. Als Ministranten halfen wir dem Sigristen, in der Pfarrkirche das «Heilige Grab» herrichten, das in auf Kulissen gemalten Bildern die Grabesruhe unseres Herrn darstellte. Daran gefielen mir besonders die stämmigen Römer, die behelmt und bewaffnet dabei Wache standen, wie auch die buntfarbigen Oellämpchen, die das Grab umschlossen, mich erinnernd an die unsrigen daheim, die jahraus jahrein im Keller drunten nachts brannten und zur Seelenruhe verstorbener Angehöriger beitragen sollten.

Das Hl. Osterfest, das uns vormittags in der Kirche durch ein feierliches Levitenamt mit Weihrauch und jubelnden Gesängen die frohe Botschaft von des Herren Auferstehung freudig miterleben ließ, sollte auch nachmittags nach der Vesper bei uns Moosbuben ein eigenes Gepräge haben. Im nahen Sandloch, wo wir einige Tage zuvor kunstgerecht aus Steinen und Lehm eine Kochstelle hergerichtet hatten, wurden in Butter schwimmend, Eierrösti und Stierenaugen in reicher Menge zubereitet. Das ging immer hoch her. Bloß, als einmal aus Unvorsichtigkeit eine Erdscholle mitten in die bratzelnde Butter rollte, entfuhr unserem Küchenchef ein harter Tadel. Hiezu wurden Dorfkameraden nie eingeladen, dies sollte unser Sonderfest sein, genau wie das Fasnachtsfeuer.

Osterhasen schenkten damals keine Eier. Dies besorgte später der Kuckuck, dem wir beim ersten Lenzruf hinter dem Hause ein weiches, blumenreiches Nest bereiteten, obwohl wir aus Erfahrung wußten, daß von den bunten Eiern nur wenige hartgesotten waren, und die Eierfrau die andern, wenn auch reich bemalt, mitnahm. Es waren eben damals magere Zeiten für unsere Landwirtschaft, da ein Liter Milch kaum 11 Rappen galt und wir gute Schlachtkühe für 7—8 Napoleon absetzen mußten. Zerbrochene Krüge und irdene Becken wurden nicht zum Abfall geworfen, sondern von Beckenbützern geleimt und mit Draht zusammengeflickt.

Trotzdem waren wir glückliche Jungens. Obwohl jene karge Zeit längst vergangen ist, muß man uns verstehen, wenn wir heute noch sehr am Batzen hängen.

Einen besondern Glanz bot uns der Herrgottstag. Wie alle Buben am Weißen Sonntag, trugen die Ministranten beim Gottesdienst papierene Kronen, goldverziert und mit weißen Wachsblumen darauf. Mädchen und Jungfrauen flochten in ihre Haare weiße Kränze, ähnlich wie vor kurzem noch unsere Bräute. Buben aber, die nicht am Altare dienten, schmückten ihre Häupter mit Kränzen aus Heckenrosen und waren stolz darauf, möglichst wenig Dornen auszumerzen, auch wenn sie noch so sehr in ihren Haarboden stachen. Wenn während der feierlichen Prozession vom nahen

Hübeli die Mörser knallten, Kirchenmusik und Chöre ihr Bestes boten, bestaunten wir betend die vier kunstvollen Altäre an den Dorfecken und all die brennenden Kerzen und Heiligenbilder vor den Fenstern der Anwohnenden.

Vom Gottesdienste heimgekehrt, harnte unser ein seltenes Mittagmahl. Diesmal gabs weder Gemüse noch Fleisch, dafür aber durften wir zu duftendem Kaffee Butter und Ziegerkleeb fingerdick aufs Brot streichen und Ziegerkrapfen essen, was der Magen hielt. So wars damals Brauch, landauf, landab. Als frohe Erinnerung an jene Zeiten lasse ich mir heute noch in jenen Tagen Ziegerkleeb vorsetzen.

Nachmittags zogen wir mit der Mutter zum Gunstelacker. Dort warf sie mit leichtem Schwung unsere inzwischen schlapp gewordenen Dornenkränzlein als Weihegabe ins grüne Korn.

Als große Sensation erlebten wir damals wiederholt, daß die Wigger überfloß, Aecker und Wiesen mit hohem Schutt überdeckend. Zu beiden Seiten unserer Moosstraße lagen ausgedehnte Wässermatten, die nie umgebrochen, aber durch Morast gedüngt, den Bauern viel, wenn auch wenig überzeugendes Futter lieferten. Hier trieben wir als Schulerbuben oft üblen Schabernak, indem wir nach Gutdünken Wasserschleusen öffneten oder schlossen oder neuangebrachte Zäune mutwillig beseitigten. Unsere Schultornister trugen wir stets auf dem Rücken, um die Hände frei zu haben und Zornausbrüchen geschädigter Bauern behender zu entrinnen. Schuldbewußt benutzten wir oft wochenlang den längern Schulweg über Wißenhusen.

Es liegt mir ferne, die Moosbuben als Musterknaben hinzustellen. Um ein Feuerlein zu schüren, steckten wir z. B. einer argwöhnischen Bäuerin, der angeblich wiederholt Gartengemüse entwendet wurde, nachts einen alten Regenschirm zwischen die Erbsen, reizten den Hofhund und verdufteten rasch. Anderntags zeigte sie den Nachbarn als Beweis ihrer Vermutungen dieses corpus delicti.

So lernbegierig wir auch waren, unsere Temperamente blieben unserer Dorfschule, die drei tüchtige Lehrkräfte zählte, nicht immer erwünscht. Unser guter Oberlehrer mußte mich wegen Unarten oft vor die Türe weisen oder gar nach Hause schicken. Wer hätte damals geahnt, daß ich 16 Jahre später sein unmittelbarer Nachfolger würde!

Unser altes Schulhaus, 1814 an der Dorfstraße erbaut, mit seinen engen, dunklen Stuben, den stabilen Schulbänken, seinen primitiven Zylinderöfen und seinen schittern Abortanlagen, hat uns so wenig verwöhnt, wie die jährlichen Schulausflüge, die alle Klassen gemeinsam, zur Reifezeit der Heidelbeeren, in den Nettenburgwald führten, und als wir uns einmal dursthalber ins nahe Ohmstaler Kurhaus verirrt, gab es nebst stundenlangem Zurücksitzen schlimme Zensurnoten.

Damals gab es noch keine zusammenhängenden Sommerferien. Bloß zur Heuet- oder Erntezeit, wenn die zahlreichen Bauernkinder daheim nütz-

liche Hilfe leisten konnten, wurden einzelne Tage oder Halbtage schulfrei erklärt. An solchen Morgen wog die Lehrerschaft die Wettersituation ab, stellte die Zahl der anwesenden Kinder fest. Um diese Lage hoffnungslos zu machen, versteckten wir uns oft mit Erfolg hinter dem nahen Spritzenhaus.

Da wir daheim über kein Pferdegespann verfügten, mähten meine ältern Brüder sämtliches Heu- und Emdgras mit der Sense, ebenso einige Jucharten Getreide, wobei aber bei überreifem Korn viele Aehren abfielen. Wir Kleinern sollten diese zwischen den stacheligen Stoffeln wieder auflesen. Vielen bedürftigen Personen gab dies, je nach Witterung, für Tage oder Wochen einen erwünschten Broterwerb.

Indessen feierten die Bauern nach glücklich beendeter Ernte das Sichelfest, wobei zum Genuß von Kneuplätzen und Eierröhrli lebhaft das Tanzbein geschwungen wurde.

Um diese Zeit reiften nebst den ersten Aepfeln und Birnen bald auch die Kartoffeln. Seitdem der Selbsthalterpflug, von unsern beiden Dorfschmieden emsig gefördert, den primitiven Selbsthalterpflug verdrängte, pflanzten wir bis zu zwei Jucharten Kartoffeln an. Die Erträge lohnten aber kaum die Arbeit, da man damals noch kein Saatgut zukaufte, sondern bloß von Zeit zu Zeit die Sorten wechselte. Mit einem dreizinggigen Karst wurden diese im Hochsommer und Herbst in wochenlanger mühseliger Arbeit ausgegraben, und wir Kleinen mußten sie, morgens oft an die Finger frierend, fein nach Größe geordnet, in Körbe auflesen. In dieser Arbeit wurden wir oft glücklich abgelenkt durch Schrapnelgeschosse, die von Kanonen vom Wellberg aus auf Zielscheiben ins nahe Wauwilermoos gepulvert wurden, bis der Neubau unseres Bürgerheims auf dem Biffig im Jahre 1913 dies unmöglich machte.

Die Mühen der Werkstage wurden aber vergessen und vergoldet durch reiche Erlebnisse an Sonntagen. Am frühen Nachmittag besuchten wir zuerst die Christenlehre mit Rosenkranz und Predigt. Wenn der damalige Vicar unser Beten zu saumselig fand und gar mit einem Nachdoppel «belohnte», war uns nicht wohl dabei, denn die nachfolgenden Stunden galten vielfach unsern Streifzügen ins damals noch sehr sumpfige Wauwilermoos. Im Ronkanal, der zeitweise hohes Wasser führte, lernten wir schwimmen, jagten Frösche und am Bord sich sonnende Schlangen. Wir huschten durch hohe Riedgräser und Rohrkolben, setzten über breite Wassergräben mit weißen Seerosen, scheuchten an vielen Torflöchern Rebhühner, Wachteln, Kibitze und Feldhasen auf. Wir guckten den Mäusebussarden nach, die mit schwerem Flügelschlag ihren Nestern im Oeliwald zusteuerten oder sahen den Reihern und Störchen zu, die eifrig nach Fischen und Schnecken suchten, und plünderten alle Krähenester, die erreichbar waren. Vorsichtig mieden wir Kontakte mit Buben aus Nachbardörfern, fochten lieber friedliche Wettkämpfe aus, wetteiferten in Schnellläufen und Weitsprüngen und

versuchten zuweilen, einer alten Torfhütte den Todesstoß zu geben. Ja, das Wauwiler- und Schötzermoos waren damals vielbietende Gemeinplätze für mutwillige Buben!

In jenen Jahren schürfte unser Heimatforscher Johannes Meyer vom Oberdorf nach Pfahlbauten und hielt seinen zahlreichen Besuchern interessante Vorträge. Oft schauten wir ihm bei seiner Arbeit zu und bestaunten die seltsamen Funde, die er vorübergehend in unserem Kornspeicher einlagerte. Seine Forschung nachahmend, suchten und fanden wir auf unsern Aeckern Feuersteine, Artefakte der mesolithischen Zeit, die erst später als solche erkannt wurden.

Der Herbst brachte Bauernbuben viel Arbeit. Die Aecker mußten für die Aussaat von Wintergetreide zugerüstet werden. Sämaschinen waren vereinzelt schon gebräuchlich. Aber unsere Bauern hatten großes Geschick und auch Stolz, die Samen von Hand auszustreuen. Unvergeßlich bleibt uns das schöne Bild, den Sämann gemessenen Schrittes über die herbstgedämpften Aecker schreiten zu sehen! Zuvor aber mußte man mit Hacken die größten Erdschollen zerschlagen, für uns eine langwierige, geisttötende Arbeit! Ich kann mich gut erinnern, wie ich dabei sehnsüchtig jenen Eisenbahnzügen nachschaute, die vom nahen Wauwil nach Sursee fuhren, weil ich, wie einige meiner Schulkameraden, dort gerne an der Mittelschule weiterstudiert hätte, aber jahrelang von den landwirtschaftlichen Verpflichtungen nicht wegkam.

Unser Obstbau trug wenig ein. Die schattige, windoffene Lage unserer Obstgärten ließ allzuoft die Blüten im Maifrost erstarren. Die meist alten Bäume lieferten vornehmlich Mostobst. Unterhalb des Speichers lag die Obstreibe, bestehend aus einem sechs Meter langen, halbrunden Eichentrog, worin ein wohl 120 cm hoher, runder Reibstein, von kräftigen Armen an einem Balken hin- und hergezogen, das Obst zerquetschte. Ehe wir eine richtige Schraubenpresse anschafften, benutzten wir eine gewöhnliche Fußwinde, die im Schopf oben an einen starken Balken stieß, um die Säfte herauszupressen. Da es damals noch keine Süßmostaktionen gab, ließen wir den gewonnenen Most in Fässern vergären. Birnenmost galt mehr als Apfelmmost, bis die Aerzte feststellten, daß Apfelmmost gesünder sei und besonders Rheumaleiden verhüte.

Genau wie heute noch wurden die ausgequetschten Obstreste in großen Lagerfässern der Gärung überlassen, aber damals hatten unsere Bauern eigene kleine Schnapsbrennereien, und der Handel mit Alkohol war noch frei. Die Trester wurden vielfach gepreßt, gedörnt und zu Brennzwecken verwendet.

Außer der Schulzeit sah man uns selten im Dorf, wir Moosbuben sorgten selber für Unterhaltung. Schon als Primarschüler übten wir uns in der Stenographie, befaßten uns mit der Konstellation der Gestirne, studierten die Mythologie der alten Römer und Griechen und redeten miteinander in

einer Kundisprache, die Dritten unverständlich war. Große Festlichkeiten im Dorf gab es selten. Selbst die Kilbi, die damals mit der allgemeinen Luzernerkilbi zusammenfiel, ließ uns nie ein Rößlispiel oder dergleichen sehen, hingegen konnte man an Lebkuchenständen für einen Batzen eine Nummer kaufen, mit der man maximal 24 Mal gewinnen konnte.

Es war eine gemächliche Zeit, da viele Dorfbauern von Schötz mit Pferdegespann der Ziegelei Nebikon nötigen Lehm lieferten vom Lettloch her, wo im Winter mit Sägen schön gewürfelte Eismassen an Bierbrauereien abgingen; da Kleinlandwirte vom Unterwellberg mit Kuhzügen auf stundenlanger Fahrt Mist und Jauche ins Schötzermoos brachten; da die Schwestern Peter vom Gürtlerhaus auf der Moosstraße abgefallenes Heu und Emd mühsam zusammenrechten für ihre Ziegen. Es mag uns heute seltsam vorkommen, daß damals im Dorf nur drei Weglampen das Dunkel zu erhellen suchten, jahrelang besorgt durch die Gebrüder Robert und Otto Wirz, Kaufhaus, deren Petrollieferung, Bedienung und häufige Reinigungen jährlich mit 15 Franken honoriert wurde. Für die Bekleidung der kaum 1200 Seelen zählenden Bevölkerung waren drei Schneider und vier Schuhmacher besorgt, und der Totengräber und viele andere suchten zur Ergänzung ihres Einkommens im Walde Tannzapfen und Holzabfälle zusammen für ihre Familien. In den mit primitiven Brücklein versehenen vielen Dorfbächen suchten die Dorfbuben emsig nach Krebsen und Gröpel, und über die mager bekiesten Dorfstraßen flossen da und dort braune Rinnsale der anliegenden Miststöcke. An klaren Sommerabenden hielten die Frösche im Lettloch und in den ungezählten Torflöchern der Moose ihre quakenden Konzerte. Der holprige, meist ungepflegte Weg vom Dorf zu unsern Fischerhäusern führte über den Meienrain durch einen engen, zu beiden Seiten mit Eichen und Gebüsch bewachsenen Hohlweg. Hier versteckten wir sommers oft unsere Schuhe, um wie die Dorfkinder barfuß die Schule zu erreichen. Hier, auf dem steilen Anstieg mußten wir als Hüttenbuben, auf der Heimfahrt schwer mit Schotte beladen, einander mit den Hunden Vorspann leisten.

Mit 12 Jahren lernte ich velofahren. Durch einen Glücksfall konnte ich mir für wenige Batzen ein Fahrrad erwerben, ein Vehikel, in dessen Mänteln statt der Gummischläuche dicke Wagenseile steckten. Es ließ sich aber gut lenken und ersparte mir das Aufpumpen.

Zu dieser Zeit sollte der Bau einer Eisenbahn von Nebikon nach Willisau verwirklicht werden. Da die Arbeitslöhne sehr niedrig waren, lagen günstige Kostenberechnungen vor. Das Terrain war bereits ausplanirt und abgesteckt, die anliegenden Gemeinden hatten schon große à fond perdu Beiträge beschlossen, das ganze Unternehmen war finanziell gesichert. Da brach am 1. August 1914 der erste Weltkrieg aus. Vorbei war eine friedvolle, glückliche Zeit! Das Vaterland rief die Waffenfähigen zum Grenzschutz ein. Eben hatten die Schötzer auf den 2. August einen Festzug für die

Schützenbannerweihe vorbereitet. Alles wurde abgeblasen, und statt Freude kehrte große Bangnis ein. Da das Getreide reif war, wurde dieser Sonntag statt zum Festtag zum großen Erntetag. Wilde Gerüchte umschwirrten uns, kein Radio war da, sie zu widerlegen. Am frühen Montagmorgen des 3. August nahmen viele Wehrmänner von ihren Angehörigen Abschied, als ob es kein Wiedersehen mehr gäbe. Ein naives Mütterchen, das Botendienste verrichtete, hausierte mit der von einem Spaßvogel aufgebrauchten Hiobsbotschaft von Haus zu Haus: Die Tessiner seien bereits in die Schweiz eingefallen. Mit den Wehrmännern hatten auch viele Pferde einzurücken, da damals noch alle Kanonen Pferdezug hatten. Viele Bauern kamen dadurch in arge Verlegenheit, und man mußte sich gegenseitig mit Kuhzügen aus-helfen.

Vom Elsaß her war deutlicher Kanonendonner zu hören, und wochen-, ja monatelang kreisten unsere Gespräche um die bange Frage, ob sich die Schweiz wohl aus den Kriegswirren heraushalten könne. Die HAVAS-Meldungen der Presse widersprachen sich und waren daher wenig glaubhaft. Da anfänglich die Zufuhr an Lebensmitteln stockte, stiegen diese im Inland rapid in die Höhe, viele waren überhaupt nicht mehr erhältlich, bis allmählich eine durchgehende Rationierung einsetzte, die den Hamstereien Einhalt gebot. Bald fehlte es auch an Münzgeld. Nickelmünzen wurden durch billigere Kupferlegierungen ersetzt. Bisher kannte man als kleinstes Papiergeld die 50 Fr.-Note. Mit der Herausgabe von 5er, 10er, 20er und 25 Fr.-Noten, die zuerst mit einer gewissen Skepsis akzeptiert wurden, bahnte sich bald eine sehr gute Lösung an. Aus Amerika blieben öfters die Petrolzufuhren aus, was für den privaten und öffentlichen Gebrauch im Zeitalter der Petrollampen schwerwiegende Folgen hatte. Trotzdem vier meiner Brüder zeitweise im Grenzdienst standen und wir jüngern daheim alle Hände voll zu tun hatten, warteten wir oft stundenlang mit unsern Kanistern sehnsüchtig auf dem Meienrain auf den nächsten Petrolwagen. Wenn wir diesen verpaßten, waren wir übel dran, denn innert wenigen Stunden hatten die Krämer ausverkauft. Ein allgemeiner Kohlenmangel zwang unsere Bahnen, die zum Großteil mit Dampflokomotiven betrieben wurden, ihren Betrieb zu reduzieren. Dieser unerwartete Krieg hatte unser Land in vielen Beziehungen buchstäblich überrascht, und unsere Behörden zogen daraus heilsame Lehren für die Zukunft.

Kriege fördern allgemein den technischen Fortschritt, diesmal aber in ganz besonderer Weise. Nach dem geglückten Alpenflug Oskar Bidlers im Jahre 1913 nahm die Aviatik einen gewaltigen Aufschwung, und diese Luftstreitkräfte spielten schon im ersten Weltkrieg eine wesentliche Rolle. Ebenso kräftig setzte eine allgemeine Motorisierung ein. Das Auto, bisher nur in primitiven Vehikeln bekannt, erlebte nun einen ungeahnten Aufschwung, auch wenn die Warntafeln an Dorfeingängen ihm nur ein Tempo von 15 Stundenkilometern erlaubten. Statt neuer Eisenbahnen wurden nach

Kriegsende Postauto-Kurse eingeführt. So auch bei uns, und unser Bahnprojekt Nebikon-Willisau blieb ein Wunschtraum bis auf den heutigen Tag.

Dieser bösen Kriegszeit, die alle Arbeitskräfte absorbierte und durch das Aufblühen vielseitiger Industrien unser Land bereicherte, fielen leider viele alte schöne Volksbräuche zum Opfer. Eine böse Grippewelle raffte zwei meiner Brüder im blühenden Alter dahin. Selbst das alte Fischerklausenhaus wurde 1920 durch einen Neubau ersetzt. Die Moosbuben verzogen sich beruflich bis auf wenige in die Fremde. Eine poesievolle Epoche ging für uns zu Ende. Seither hat sich unsere Reihe bedenklich gelichtet, die Verbliebenen aber, wovon vier Theologen, mehrheitlich silberbehaart, bewahrten das sonnige Gemüt und zehren noch heute von frohen Jugenderinnerungen.

